

Hochsommermittag

Die Gasse hat sich verändert seit damals. An den Straßenlaternen hängen Mülleimer in der Größe von Aktentaschen, mit Schlitz und Aschenbechern. Öffentliche Tonnen gibt es nicht. Nicht in der Fußgängerzone. Verbannt stehen sie abseits, am Rande, mit rotweißer Warnmarkierung, als bewegliches Hindernis. Grüne und graue Container, mit aufklappbaren Deckeln immerhin, Behälter für den Restmüll. Für das Papier gelbe Glocken, grüne für das Glas, blaue für den Kunststoff. Mit Öffnungen, grad groß genug, um mit langem Arm hineinzugreifen, zu schmal, um hineinzuklettern. Im Zentrum, wo die Reichen wohnen und die ganz Armen, ist der Müll privat, gesichert mit Schloss und Strichcode. Einmal in der Woche werden die familiengroßen Behälter auf die Straße geschoben und spätestens um acht Uhr früh wieder heim. Franz spürt die Sonne heute, und den Durst, eine wache Müdigkeit. Er ist hier groß geworden. Er ist gegangen und wiedergekehrt, nach Monaten, nach Jahren. Immer hat er hier etwas gefunden. Heute ist kein Schaf am Himmel, kein Gesicht, kein Beistrich, er ist ein unendlicher Kleks, eine undurchlässige Decke. Franz hat hier einst, nicht unweit der Gasse, Salatblätter vom Boden gepflückt, gesprungene Früchte, als der Vater nicht mehr kam. Die Mutter hat genäht, im Zimmer mit dem Fenster zum Obst- und Gemüsestand Nummer 3.

Es ist die Zeit, in der Marie ihre Einkäufe zu tätigen pflegt. Vor Jahren begann sie damit, drei Minuten vor Ladenschluss, stets eilt sie vom Büro hierher, auch wenn sie nichts braucht, auch wenn sie kaum Zeit hat zu kochen, nur selten Gäste und keine Familie. Den Designerbeutel hat sie vergessen heute, BioBagTragetaschen mag sie nicht, Papier ist ausnahmsweise nicht vorhanden. Sie zahlt und legt die Vollkornnudel, den Salat, die Flasche Tomatenmark, das Wasser, den Weißwein, die Zitronen zurück in den Einkaufswagen. Die Räder klemmen beim Ausgang, wollen nicht, wohin sie will, stellen sich quer auf dem Kopfsteinpflaster, verfangen sich im Kanaldeckel am Platz. Unbeirrt schiebt sie weiter, nimmt die Sonnenbrille ab, die stört, lässt laufen, als es abwärts geht, nimmt die Schuhe ab, die stören, und läuft hinterher, greift den Wagen wieder und bremst und stellt gerade und schubst erneut, nimmt den Pulli von den Schultern, der rutscht, und rammt mit einem Rad den Stehtisch vor der Enothek, entschuldigt sich und eilt, weil sie die Leute kennt, spürt das Aufschlagen der Kette auf dem Dekolleté, dem Schlüssel- und Brustbein. Das Klopfen befreit, dies zu merken überrascht. Werktags geht sie. Nur abends läuft sie, und am Wochenende. Nur im Dress läuft sie und ohne Schmuck. Marie macht die Schultern weit, die Arme auf, läuft weiter, vermisst das Schlagen, als es wieder ans Schieben geht. Immer schon lebte sie in dieser Gasse. Ist hier aufgewachsen und kam nach dem Studium wieder. Lebte zur Linken in ihrer Kindheit, lebt jetzt rechts weiter vorn. Einmal sah sie eine Frau den Kinderwagen abstoßen und wieder fangen und Mutter und Kind lachen vor Wonne. Jetzt hält sie inne, steht vor dem Haus, die Perlen kleben, eine feuchte Strähne liegt über der Stirn, sie schiebt sie weg und fühlt den Himmel schwer und feucht, als fiel er ihr auf den Kopf. Sie spürt die Tusche rinnen und wischt sie von den Wimpern, fährt über Wangen, Mund und Hals. Sie lehnt den Wagen an die Wand, aber lässt ihn nicht los. All die Lebensmittel in den Arm zu nehmen ist unmöglich. Sie könnte den Wagen hier abstellen und eine Tasche holen, drei Stöcke hoch und wieder herunter. Sie könnte eine Tüte erbitten, beim Blumenhändler gegenüber. Wenn er denn eine hat. Sie könnte den Einkauf in Etappen hochtragen, zunächst nur die Außentreppe hinauf und bis hinter das Haustor. Und von dort in Etappen zur Wohnung, nach Hause. Marie rührt sich nicht.

Franz hat sein Gepäck im Park gelassen, unter einer Bank zwischen Kinderspielfeld und dem Zu- und Abluftschacht einer Tiefgarage. In Notschlafstellen geht er nie, nur dreimal im Winter, wenn es lange kalt ist und Kinn und Finger seit Tagen steif. Er will die Bettnachbarn nicht hören, jedes Ausatmen mahnt an den Tod, zeigt Ankommen und Ende. An der Pforte des Klosters hat er sich eine Semmel geholt und ein Joghurt, er hat sie in die weiten Taschen gestopft und eine Zeitschrift zurückgelassen, ein ganzes Stapel hat er heute dabei, hat er mitgebracht von einem Bahnhof fünf Stunden entfernt; 1, 25 Euro zahlte er pro Stück, um 2,50 will er sie verkaufen. Stammkunden gibt es dort viele, die auch mehr zahlen, die mildtätig sind im Vorbeigehen, die die Texte auch lesen. Er wollte sie hierher bringen, die Geschichten, die weltweit dieselben waren. Er wollte sie hierherbringen, obwohl er nur bei sich ankommen wollte, nirgends sonst. Obwohl das Hier nichts bedeutet, da das Hier nichts ist. Er steht im Schatten eines Hauses, das weiter in die Gasse reicht als jenes nebenan, er beobachtet Tauben, die sich zwischen Abwehrdrähte unter Dachschrägen und Brüstungen drängen, er sieht Passanten, die Pizzaaltaglioreste und Bierdosen in den Eimerspalt stecken, er legt den Stapel auf den marmornen Treppenvorsatz des Brunnens, zieht die Dose aus dem Abfall, hält die Öffnung unter das fließende Wasser. Wenige Sekunden nur. Er schüttelt und trinkt. Damals wurde hier Fisch verkauft. Er wurde vor den Augen des Käufers erschlagen und geputzt und gewaschen. Einmal war einer nicht tot gewesen, er rutschte aus dem Packpapier und fiel zu Boden. Franz hatte ihn aufgehoben und wieder verloren.

Der Vater hatte aus dem Krieg eine Postkarte geschickt. Wir werden nicht siegen. Die Mutter hatte sie gleich in den Ofen geworfen und den Kindern gesagt, seid still. Vergesst, was der Vater schrieb. Seid still, auch wenn es stimmt.

Manchmal haben sie Tauben gegessen, die Stadt war damals voll davon, jedes Fenstersims verkrustet, ohne Butter, in etwas Öl, mit Salz. Heute, so weiß Franz, gelten sie wieder als Delikatesse.

Marie hört das Spritzen des Wassers, schmeckt das Leben der Straße, die Lider hält sie geschlossen. Regenwürmer wühlen sich ins Freie, wenn Tropfen auf die Erde schlagen. Sie fliehen im Glauben, dass es Maulwürfe sind, die nach ihnen graben. Der Mensch verkriecht sich, wenn ihn Angst überkommt, und lebt, was nicht wahr ist. Als der Strahl im Brunnen wieder gleichmäßig plätschert, öffnet sie die Augen. Weiter entfernt das Bistro und Kollegen in der Mittagspause. Die Anzugsjacken über dem Arm. Oft ist sie mit ihnen gestanden. Ein Stapel Zeitschriften liegt auf dem Sockel des Brunnens gegenüber, hie und da netzt ein Tropfen das Titelblatt. Ungewohnt erscheint es in der Druckart, der Kopf leuchtendrot, in weißem Schriftzug ein Name, den sie nicht kennt, der Rest ein Gesicht in schwarz weiß. Marie lässt den Einkaufswagen los, prüft, ob er hält, geht zum Brunnen, nimmt das oberste Heft und entblättert es, liest, legt es hin und krepelt die Ärmel der Bluse hoch, hält die Hände unter das Wasser, wischt das Nass in den Rock, nimmt den Stapel und legt ihn auf den linken Arm, steht mit ihm, wiegt ihn wie ein Kind und wartet. Passanten laufen vorbei, heben und senken den Blick in ihre Augen, werfen ihn auf das Paket, gehen weiter, bleiben stehen und holen Münzen aus der Tasche, kehren um, legen sie auf die Hefte. Von unten entnimmt sie ein Exemplar, überreicht es still. Von unten schaut sie auf. Einen Preis weiß sie nicht. Sie nimmt. Gibt, was sie fand. Eine zartgelbe Wolke durchbricht die Decke, ein Stückchen Himmel in hellblau. Es geht so schnell, es ist so neu, Marie hat nicht Zeit, sich zu wundern.

Sieben Minuten zentrumsauswärts stehen fünf grüne Container gleich nebeneinander. (...)